Hans-Martin Gauger

Elazar Benyoëtz – der Wortspieler

Ein Wortspieler ist Elazar Benyoëtz ohne Zweifel – neben anderem. Gerade als Aphoristiker zeigt er sich immer wieder so, und dies ist er ja vor allem. Er hat aber nicht nur Aphorismen geschrieben: Es gibt von ihm auch essayartige Äußerungen, auch Aphorismen mit Anmerkungen, was der Gattung eigentlich widerspricht – wer aber könnte da etwas festlegen? Und dann erlebt er seine Aphorismen auch als *Gedichte*, richtet sie, vor allem in der sehr durchdachten druckgraphischen Präsentation, so aus, und immer wieder stellen sich in ihnen auch Reime ein. Seine Aphorismen sind also von besonderer Art. Es fehlt ihnen auch die Schärfe, die dieser Gattung oft eignet. Aber Prägnanz fehlt ihnen nicht, auch nicht im etymologischen Sinn dieses Worts, den es im Grunde verloren hat, denn im Etymon ist ja ein starkes Bild: *prae-gnas*, ‘vorgeburtlich’, also ‘schwanger’, was meint, dass in ihnen mehr ist, als sie zunächst zu erkennen geben, und dass der Leser sich dieses Mehr selbst herausholen sollte. Sie enden denn auch konsequent vielfach ohne Punkt, halten offen. Dann sind diese Aphorismen sehr häufig *sprachbezogen*: Sie rekurren auf Sprache, und dieser Rekurs ist für sie oft konstitutiv. Sodann ist der Benyoëtz-Sprachrekurs heiter gelöst. Darin unterscheidet er sich zum Beispiel von dem Martin Heideggers. Dessen Etymologisieren, das sich ja nur auf das Deutsche und das Altgriechische bezieht (weil ihm das Deutsche entweder als noch altgriechisch oder das Altgriechische bereits als vorausgreifend deutsch erschien) – dieses Etymologisieren ist also in Kauf zu nehmen, denn Heideggers Denken erschöpft sich darin ja nicht (anderes bei ihm ist erheblich schwerer in Kauf zu nehmen). Und was die häufigen Neologismen bei Benyoëtz angeht, so unterscheidet er sich da ebenfalls durch Heiterkeit – etwa von denen Stefan Georges. Heuristisch ausgerichtet ist aber der Sprachrekurs bei Benyoëtz auch – auch er lässt sich durch sein Sprachdenken, durch sein intensives Hören auf die Sprache auf Gedanken bringen. Viele seiner Aphorismen sind einfach komisch oder gehen gar ins Ausgelassene: „Ein Wort, / ein Kuss, / eine Lippenstiftung.“ (F 113).¹ Schließlich und nun *inhaltlich* sind sie oft stark religiös bestimmt – sie sind, wie er selbst sagt (und schon in diesem Wort zeigt sich Heiterkeit), „gebibelt“. Und damit bezieht er sich durchaus nicht nur auf die „Bücher“, die im christlichen Kanon als „Altes Testament“ zusammen-

1 In diesem Aufsatz zitiere ich unter ‘M’ meine Benyoëtz-Zitate aus Elazar Benyoëtz, *Der Mensch besteht von Fall zu Fall, Aphorismen*, Stuttgart: Reclam, 2002, und unter ‘F’ die aus *Finden macht das Suchen leichter*, München: Hanser, 2004. Diese beiden Werke reichen für das, was ich hier zeigen will, aus.

gefasst werden. Und auch da, auch in dem, was er zum nur christlichen Testament sagt, ist Benyoëtz kein Eiferer. Über den hebräisch „Kohelet“ genannten Autor, der ja ebenfalls ein Aphoristiker ist (in der Vulgata heißt er „Ekklesiastes“, bei Luther „Prediger“), schreibt Benyoëtz dieses Aphorismus-Gedicht:

Die Propheten
haben Gott verstanden.
Der Prediger
wollte nichts verstanden haben.
Er wurde
zum Hofnarren
des Herrn erklärt.
Das war seine Rettung,
so kam er in die Bibel
und auf uns –

Er,
der schier erste,
der versucht hat,
einen Denkhorizont zu schaffen
ohne Glaube, Liebe, Hoffnung
(F 11).

Holen wir nun kurz und elementar sprachwissenschaftlich aus (aber alle Sprachwissenschaftler würden es so nicht sagen).² Die Wörter einer Sprache haben eine Lautform (den Signifikanten) und einen Inhalt (das Signifikat), zum letzteren gehören eine oder auch eine Reihe von Bedeutungen: In diesem Fall haben wir *Polysemie* oder, wenn zwischen den mehreren Bedeutungen – für das Bewusstsein der Sprechenden (darauf kommt es an, denn es ist das Kriterium für den Unterschied) – kein Zusammenhang gegeben ist, *Homonymie*. Was nun das Verhältnis von Wortformen und Wortinhalten angeht, haben wir drei Möglichkeiten, nur drei – immer wieder diese Knappheit der Mittel, mit denen dann soviel gemacht werden kann! Erstens kann eine Lautform von den Sprechenden als zur Bedeutung besonders ‘passend’ wahrgenommen werden: so ist es bei den laut-symbolischen Wörtern – Typus etwa *knirschen* oder, bemerkenswerter, denn da geht’s ja nicht um Akustisches, *Blitz*. Zweitens gibt es Wörter, die in sich selbst entweder zwei oder mehrere Wörter enthalten oder dann ein Wort mit Affixen (also mit Suffixen oder Präfixen) – Typus *Gartenhaus*, *Gärtner*, *Vorgarten*, *Gärtchen*. Wörter dieses Typs nenne ich ‘durchsichtige Wörter’: Denn sie weisen ja – durch die Wörter und Affixe, die in ihnen sind – auf ihren Inhalt hin, erklären

² Hier recurriere ich auf mein Buch *Durchsichtige Wörter. Zur Theorie der Wortbildung* (1971).

ihn: niemandem, auch keinem Kind, muss man erklären, weshalb der Gärtner gerade so heißt. Traditionell redet man, was diese Wortdurchsichtigkeiten angeht, von Wortzusammensetzungen und von Wortableitungen durch Affixe, also durch Suffixe, Präfixe oder Interfixe, es gibt aber auch Ableitungen ohne Affixe, vormalig, der Symmetrie halber, auch „Nullableitungen“ genannt, es handelt sich aber um eine Subtraktion, ein Weglassen der Infinitivendung (Beispiel: *der Verkauf*, von *verkaufen* abgeleitet oder, so muss man es sehen, *Verkauf* ist auf *verkaufen* hin durchsichtig – als von ihm herkommend). Man redet hier insgesamt, im Unterschied zum Typus *knirschen*, auch von „morphologischer Motivation“. Und dann gibt es drittens die schief sogenannten „unmotivierten Wörter“, die also weder lautsymbolisch noch durchsichtig sind, also in sich selber ruhen oder, wie der althergebrachte Terminus lautet, „arbiträr“ sind. Dieser Ausdruck ist aber zweifach zu präzisieren: erstens sind diese Wörter insofern keineswegs arbiträr, als die jeweilige Sprache sie zwingend vorgibt – wer den Hund meint, *muss* ihn deutsch so (oder mit einem Synonym) nennen, und zweitens kommen den Sprechenden auch die „arbiträren“ Wörter ihrer Sprache keineswegs vor, als könnten sie auch ganz anders lauten, als hätte ihre Sprache, also etwa das Deutsche (es gilt aber für jede Sprache), statt *Katze* ebensogut *Hund* oder umgekehrt sagen können. Die Sprechenden setzen vielmehr – durch feste frühkindliche Prägung – wie selbstverständlich die „Richtigkeit“ der Wörter ihrer Sprache voraus, also auch der unmotivierten. Für sie ist an diesen nichts „arbiträr“. Es kommt auf den Blickwinkel an: Als „arbiträr“ erscheinen sie erst dem distanzierten und in der Tat philosophischen Blick von außen, also durch *Vergleich*: wenn es hier *Hund*, dort aber *dog*, *chien*, *cane*, *perro*, *sobáka* etc. heißt, dann ist dies in der Tat „arbiträr“ oder, es wäre der philosophisch korrekte Terminus, *kontingent*, was heißt: es *ist* so, es *könnte* aber auch *anders* sein, denn es gibt Dinge und Sachverhalte, die so und so sind und anders gar nicht sein können. Für die Sprechenden, den Blick von innen, sind die Wörter völlig fraglos einfach, wie sie sind. Die Frage nach der „Richtigkeit der Namen“, „*orthôtes ton onomáton*“, ist ja das älteste sprachphilosophische Problem des Abendlands – Plato hat es bei den Sophisten schon vorgefunden und lässt es im Dialog *Krátylos* – bekanntlich ziemlich offen und also unschlüssig – diskutieren. Aristoteles entscheidet sich dann klar für die Kontingenz, dem noch Saussure (jedenfalls im *Cours de linguistique générale*, Saussure [1916] 1966, 2014) ohne weiteres und die Sache sogar verschärfend folgt (Lautsymbolik erscheint da beinahe schon als pathologisches Phänomen).

Nun interessieren uns hier, im Blick auf Benyóetz, vor allem die durchsichtigen Wörter und unter diesen besonders die Affixbildungen, denn sie haben die Tendenz, undurchsichtig zu werden: Sie werden nicht selten mehr oder weniger

und oft ganz, um im Bild zu bleiben, *opak*. Ihre Bedeutung hängt dann nicht mehr von den Wörtern und Affixen ab, die in ihnen sind, sie werden, wie man ganz zutreffend sagt, „lexikalisiert“, denn dies heißt, dass sie nicht mehr als abgeleitete, sondern als eigener „Eintrag“ zu dem eigenartigen „Lexikon“ gehören, das in den Sprechenden in irgendeiner Weise als Teil ihres Sprachbesitzes gegenwärtig ist. Eigentlich ist diese Emanzipation eines durchsichtigen Worts wenig überraschend, denn die Sprechenden (und die Verstehenden) sind mit jedem Wort sogleich bei der Sache, denn darum geht es ja in aller Regel beim Sprechen. Dafür nur ein – aber schlagendes – Beispiel: unser Adjektiv *freundlich* gehört längst nicht mehr zu *Freund*, da müsste man *freundschaftlich* sagen – vom Freund kann man sich brieflich ja gerade nicht „mit freundlichen Grüßen“ verabschieden. Übrigens können sich auch Komposita lexikalisieren: wer denkt schon, bei *Handschuh*: aha, also ein Schuh für die Hand? Entsprechend hat sich in Dialekten auch die Lautform von *Hand* und *Schuh* gelöst – *Hetschik* oder *Hetschich* heißt es zum Beispiel schwäbisch.

Genau hier nun, erster Punkt, setzt, neben anderem, Wortspieler Benyoëtz ein. Spielerisch hebt er vielfach jene Opakisierungen auf und entdeckt dadurch immer wieder – unvermeidlich – Zusammenhänge, die wir so – sprechend und verstehend – im Bewusstsein nicht präsent haben oder eigentlich gar nicht haben sollten, denn das Verstehen, auch übrigens bereits das Sprechen, geriete durch solche Fixierung auf die Wortsignifikanten ins Stocken. Man muss, wie es durch Benyoëtz immer wieder geschieht, eigens darauf gestoßen werden. Ein Aphorismus-Gedicht aus dem Buch „Finden macht das Suchen leichter“ lautet:

Jedem Wort
sein Gehör

und sein
Satzmaß

vernehmlich,
vergeblich

glücklich
(F 8)

Der Dichter hört – für uns höchst überraschend, es ist auch bei ihm ein Extremfall – aus *vernehmlich* und *vergeblich* die Verben *nehmen* und *geben* heraus und bringt dadurch beide Adjektive in einen Gegensatz oder überhaupt in einen semantischen Zusammenhang, den sie gar nicht haben. Der Dichter, natürlich, darf so etwas. Es ist hier auch nicht klar oder er lässt es bewusst offen, ob er mit

„Wort“ das einzelne Wort meint, also die Bedeutung von ‘Wort’, deren Plural ‘Wörter’ ist, oder ‘Wort’ mit dem Plural ‘Worte’, das einen Satz, einen Ausspruch meint, so wie wir sagen „Das ist ein Wort von Goethe“. Oder man denke an Haydns „Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuze“ – da ginge nun wirklich „Wörter“ ganz und gar nicht – sprachwissenschaftlich verhält es sich so: statt „Wörter“ geht auch „Worte“, nicht aber umgekehrt „Wörter“ für „Worte“ (unsere Sprache ist aber inkonsequent – sie sagt „Sprichwörter“ und nicht „Sprichworte“). Dann „vernehmlich“, also ‘verständlich’, und „vergeblich“ mit dem hineingelesenen und hier nicht leicht zu deutenden ‘nehmen’ und ‘geben’. Ihnen folgt am Ende das nicht existierende „glückenhaft“, das sich anlehnt (und es faktisch auch mitmeint) an *lückenhaft* und an *Glück*, das manchmal eben da war für den Dichter und manchmal eben nicht. Im Übrigen ist der Fall „glückenhaft“ anders als der von „vernehmlich, / vergeblich“, die Aufhebung also einer Opakisierung, die sich immer wieder findet. Etwa:

Ich
stehe
vor dir,
bestehe
und falle
beständig...

– also „stehe“, „bestehe“ und „beständig“, und am Ende eine zusätzliche Strophe (in ihr redet, denke ich, auf das Vorhergehende antwortend Gott selbst):

‘Rede nicht
lass redlich
deine Stimme
sprechen

ich komme hinterher’
(F 68)

Etymologisch hängen *redlich* und *Rede* zusammen, synchronisch, von jetzt aus gesehen, aber keineswegs – wenn alles Reden redlich sein müsste – wo käme man da hin? Oder, weiteres Beispiel:

Gehst du zugrunde,
kommst du auf Gott

er bleibt nicht aus,
wenn du eingehst
(F 14)

– „ausbleiben“ also und „eingehen“, letzteres ein unschönes Wort, eigentlich nur für Tiere zu verwenden. Es nimmt aber hier die Polysemie von *Eingehen* in Anspruch – das Eingehen auch in eine neue Welt. Oder, ganz anderes kurzes Beispiel (Substantiv, Kopula, Adjektiv) für dasselbe Verfahren – da wird dem Adjektiv eine Bedeutung gegeben, die es haben könnte, aber nicht hat, Schaffung also einer – in der Sprache nicht gegebenen – Polysemie:

Einführungen
sind ausführlich
(F 118)

also ‘sie führen gar nicht hinein, sondern hinaus’, aber ‘ausführlich’ im Sinn von ‘umfangreich’ passt auch, insofern sich – eine häufige Erfahrung in den Wissenschaften – eher umfangreiche Einführungen als hilfreicher erweisen als knappe.

Und nun, zweiter Punkt, ein anderes Verfahren, mit dem Benyoëtz ebenfalls sprachlich verfremdend ‘arbeitet’ – die Schaffung neuer Komposita. Der Abschnitt (es ist der erste) des genannten Buchs *Finden macht das Suchen leichter* (2004) ist „Poesinn“ überschrieben, also Poesie plus Sinn, Betonung also von Sinn, des Gedanklichen somit – „Gedankenlyrik“, wenn man so will, aber der Autor, wollte dieses Wort sicher nicht, weil es spezifisch besetzt ist. Eines der Gedichte in diesem Abschnitt ist überschrieben mit „Ideall“, was erstens ‘ideal’ meint, zweitens wohl ‘alles bloß Idee’, also ‘Gedankenram’ oder – ‘Philosophie’. Das Gedicht lautet:

‘Alles
ist
Feuer,
ist
Wasser,
ist
Erde,
ist
Luft’ –
mag sein,
sprach Kohelet
in seinem Herzen,
was geht mich das aber an,
da alles doch eitel ist,
ein rundes Nichts,
an dem wir ecken,
eine Wunde,
die wir
lecken

Wahn
und
Vanitas
(F 9)

Da also unvermittelt der Reim. Und *Wahn*, althochdeutsch *wān*, hieß ‘Hoffnung’, wurde aber durch den Zusammenfall mit mittelhochdeutsch *wan*, das ‘leer’ bedeutete, negativ. Und dieses Wort (das historisch, aber jetzt nicht mehr erlebt, in *Wahnsinn* noch steckt), ist mit lateinisch *vanus* und *vanitas* vom Indogermanischen her, wie man sagt, „urverwandt“. Da ist auch der Hans Sachs der „Meistersinger“ mit seinem „Wahn! Wahn!, überall Wahn!“ ganz bei Kohelet, den Wagner gewiss kannte, obwohl man auch ohne ihn darauf kommen könnte, was übrigens eher für Kohelet spricht: „Windhauch, Windhauch, das ist alles Windhauch“, wie die Metapher Kohelets jetzt auch direkt übersetzt wird – und zwar in der sogenannten „Einheitsübersetzung“. Vielleicht ist an dieser Stelle von den Übersetzern Hieronymus (oder dann seine Sprache, das Lateinische) am stärksten – mit dem genitivischen sogenannten „hebräischen Superlativ“: „Vanitas vanitatum, dixit Ecclesiastes, vanitas vanitatum, et omnia vanitas“. Mit *eitel* ist Benyoëtz übrigens bei Luther: „es ist alles ganz eitel“. Und was *Wahn* angeht, lautet ein Benyoëtz-Aphorismus überhaupt bloß „Wahnscheinlich / verrannt“. Und diesem folgt der witzige Neologismus „Hexegetisch / vernarrt“ (F 18). Eine andere Benyoëtz-Überschrift ist „ursäglich“, eine wieder andere (diese und die folgenden alle aus dem Abschnitt „Poesinn“ des genannten Buchs) „Leeraus, Leerein“, natürlich an *jahraus*, *jahreïn* und *tagaus*, *tageïn* angelehnt, dann „Trachtgut“, *Frachtgut* assoziierend, und „Fühlfelder“ selbstverständlich *Füllfeder*; bei dem schönen „Augenglücklich“ ist der Fall evident (da denkt man unvermeidbar an Gottfried Kellers „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält / Von dem goldenen Überfluss der Welt“), „Niederstunden“ als Gegensatz – doch wohl? – zu *Überstunden*, dann „Dortmals“, und „Merkwürde“ als neues Substantiv, somit die *Merkwürde*, in der hier vermutlich, aber das muss nicht so sein, ganz und gar positiven Bedeutung, die das Adjektiv noch zur Goethezeit und etwas darüber hinaus hatte, nämlich ‘würdig, dass man es sich merkt’. Wilhelm von Humboldt an den Kanzler Friedrich von Müller in Weimar, einen guten Freund Goethes (18.4.1832): „Ich habe von Goethe einen unendlich merkwürdigen Brief bekommen“ und meint da keineswegs, was ja durchaus sein könnte, etwas wie ‘seltsam’, sondern ‘hoch bedeutsam’ (übrigens war dieser Brief Goethes allerletzter – abgesandt am 17.3.1832, fünf Tage vor seinem Tod).³

3 Hierüber wie bewegend informierend, Schöne (2015) in dem Kapitel „Geheimnisse des Lebens“.

In allen diesen neuen Benyoëtz-Komposita bleiben die zugrundeliegenden Wortformen, die abgewandelt werden, eigentlich erhalten, werden also nur ergänzend modifiziert, wobei das modifizierende Element lautlich dem modifizierten sehr nahe bleibt. Also etwa:

Die Versuchung
tritt an den Dichter
reimtückisch heran
(M 29)

Die folgenden Beispiele sind alle Benyoëtz-Titel: „Vielleicht, Vielschwer. Aphorismen“ (1981), „Filigranit. Ein Buch aus Büchern“ (1991), „Paradieseits. Eine Dichtung“ (1992), „Träuma!“ (1993), eine ‘Kontamination’, ein ‘Blending’ von *Trauma* und *Träume*, dann „Scheinhellig“ (2009), „Vielzeitig. Briefe“ (2009), und „Fraglicht. Aphorismen 1977–2007“ (2010). Aber es gibt auch Titel, die nicht diesem Muster folgen, etwa der des besonders substantiellen Buchs (mit Anmerkungen oder „Nachweisen“ zu den Aphorismen) „Die Eselin Bileams und Kohelets Hund“ (2007) – ein „gebibelter“ Titel.

Dritter Punkt. Zu den erwähnten fest- oder durch spezifischen Blick hergestellten Polysemien kommen die Synonymien, und hier betont Benyoëtz vor allem die Unterschiede, also die Nicht-Synonymie. Es geht ihm speziell um *Scheidung* der Synonymien, also um den Nachweis, dass keine wirkliche Synonymie vorliegt (genau in diesem Sinn begann übrigens die spezifische und wirklich neue Synonymik im 18. Jahrhundert in Frankreich mit dem Abbé Gabriel Girard. Schon dessen Titel „La justesse de la langue française“, 1718, verrät klar, was er meint: die „Genauigkeit“ der französischen Sprache, ihr spezifischer Reichtum liegt gerade darin, dass sie keine wirklichen Synonyme kennt – Verschiedenheit der Wörter ist da unweigerlich, so die kühne These, Verschiedenheit der Bedeutungen. Da ist also nicht mehr einfach die Freude an der „copia verborum“ und dem „de eadem re varie dicere“ der alten Rhetorik).⁴ Beispiele bei Benyoëtz:

Entzündet,
aber nicht entflammt
(M 115)

Ein törichter Gedanke
und nicht einmal so dumm
(M 43)

⁴ Cf. Gauger (1973).

Von allen Seiten
beleuchtet,
in keinem Punkt
erhell

und dem folgt unmittelbar, als Kommentar mit typischem Neologismus, wieder eine ‘Kontamination’:

Glänzlich
dürr
(F 17)

Oder: „Dem einen sein Werdegang, dem anderen sein Lebenslauf“ (M 47), schließlich, sehr treffend: „Gedächtnis – der Erinnerung vorgesehener Riegel“ (F 170).

Und dann werden, vierter Punkt, bei Benyoëtz oft auch einfach Begriffe erklärt und dabei nicht selten *verdeutscht* – das ist auch wieder ein Wortspielen und klar das Vergnügen an ihm zeigend: „Virtuos / Blendwerklich“ (M 29), „Plagiat / Üble Nachschreibe“ (M 43), „Rhetorik / Sprachgewalttätigkeit“ (M 23), „Rutenjäger / Mythenläufer“ (F 19), „Aphoristik – / Ansatzkunst“ (M 82), „Phantasie – / die ausschweifende / Einbildungskraft“ (M 115), „Freude – / ekstatisches Bangen“ (M 114), „Enttäuschung: / das Erwachen der Wahrheit / in der Liebe“ (M 105), schließlich: „Das Lächeln – / des Gesichtes Siegeszug“ (F 55) – gewiss markiert die letztere Definition einen wichtigen Punkt. Gilt sie aber auch schon für die *erste* – enorme, weil bereits ausschließlich *menschliche* – Reaktion? Denn ist das erste Lächeln nicht bereits eine Antwort und unmittelbar darauf nicht auch schon etwas wie eine Aussage des vom Sprechen noch sehr weit entfernten kaum erst Geborenen? Das Lächeln – hier liegt gleichsam unsere Sprache (wie auch andere – z. B. französisch *rire* und *sourire*) falsch, denn das Lächeln ist etwas ganz anderes als ein ‘kleines’, ein nicht zum Ziel gekommenes Lachen – hier ist das Englische klar ‘besser’: zwei verschiedene Vorgänge, zwei verschiedene Wörter: *to laugh* und *to smile* – *Keep laughing* könnte man schon rein physiologisch von niemandem verlangen (und *Keep smiling* aus anderen Gründen eigentlich auch nicht). Übrigens packt dann wieder das Englische zwei sehr verschiedene Dinge ‘Schreien’ und ‘Weinen’ in das eine Wort *to cry* zusammen.

Fünfter Punkt. Eine sehr wichtige Quelle – der Entopakisierung gleichbedeutend – sind für den unermüdlichen Wortspieler Benyoëtz die zahllosen festen Wendungen der Sprache, in der Sprachwissenschaft auch als „wiederholte Rede“, „discours répété“, bezeichnet: Sätze oder aus Wörtern bestehende Elemente, die als solche zur Sprache selbst gehören. Auch sie können übrigens

undurchsichtig werden (etwa *für jemanden in die Schranken treten* – was für ‘Schranken’ sollen das sein? Gut, historisch natürlich kein Problem – die Schranken eines mittelalterlichen Turniers, was aber damit gemeint ist, weiß man auch so). Auch solche Wendungen „wiederholter Rede“ ergeben dann immer wieder Anlass, spielerisch, sprachbewusst und auch sprachkritisch im Sinne eines ‘was soll das?’ produktiv zu stocken. Benyoëtz:

Es kommt nicht
wie gedacht,
es kommt wie gerufen
(M 21)

Das heißt, dass es besser wäre, wenn mehr ‘wie gedacht’, also gedanklich konsistent käme... Oder der Erläuterung: „Zielsetzung: / Herausforderung der eigenen / Bestimmung“, folgt die gute Beobachtung „Zielsetzung / macht den Weg zur Strecke“ (M 51). Da darf man, die Sache verschärfend, ausgehend von „zur Strecke *machen*“ auch an die Wendung *zur Strecke bringen* denken: die Setzung eines Ziels macht aus dem Weg etwas von ihm recht Verschiedenes (wieder eine synonymische Scheidung) – eben eine Strecke. Ähnlich wie ‘Frist’ aus ‘Zeit’ etwas sehr anderes macht. Dann: „In sich gegangen – / außer sich geraten“ (M 70), „Auf den Punkt gebracht, / das ist nicht weit genug“ (M 71), „Vom hellsten Wahn / umnachtet“ (M 61), „An Boden verloren – / an Gründen gewonnen“ (M 66), „Es ist leichter, / Entschlüsse / zu fassen / als Konsequenzen / zu ziehen; / als Berge / zu versetzen, / als ein Wort / zurück / zu nehmen“ (F 85), „Lass die Hoffnung fahren / und reise mit“ (M 101), „Der Sinn steht danach, / nicht davor“ (F 129), schließlich, wieder ein Titel von Benyoëtz, „Alle Siege werden davongetragen“ (1998).

Von Paul Valéry, der – seine „Cahiers“ füllend – ein notorischer Frühaufsteher war, gibt es das Gedicht „Aurore“, das die Sammlung „Charmes“ (1922) einleitet. Da ergeht in der zweiten Strophe der erste ekstatische Gruß des Erwachenden an die Wörter. Übrigens ist der Titel „Charmes“ auch ein Wortspiel, nämlich ein etymologisches (dergleichen macht Benyoëtz kaum), denn *charme*, geht auf lateinisch *carmen* zurück, das neben ‘Lied’ auch ‘Zauberspruch’ bedeutete, also meint der Titel der Sammlung, freilich nur für die wenigen Kenner dieser Etymologie, einfach ‘Lieder’, doch das mit dem Zauber wollte dieser poeta doctus sehr bewusst in seinem Titel mitschwingend haben. Jene zweite Strophe lautet: „Salut! encore endormies / A vous, sourires jumeaux, / Similitudes amies / Qui brillez parmi les mots!“. Jener Gruß gilt also dem „noch schlafenden Zwillingslächeln der Freundesähnlichkeiten, die zwischen den Wörtern glänzen“ – „similitudes amies“ und deren „Glanz“... Nun hatte Valéry

ein sehr anderes Verhältnis zu seiner Sprache (und zur Sprache überhaupt) als Benyoëtz. Vielleicht aber ist auch Elazar Benyoëtz' Erwachen zuweilen doch nicht ganz verschieden von dem Valéry's, obgleich eine seiner Aphorismenreihen (denn oft, nicht immer, bilden sie ja Reihen) wieder heiter wortschöpferisch so anhebt:

Tage,
die nur
Nachnächte
sind
(F 21)

Doch heißt es jedenfalls in der Reihe auf der Seite zuvor:

Ungerufen
kommen die Worte
von überall her
und helfen mir,
das für sie gedachte
Sprachnetz
zu flechten
(F 20)

und am Ende der Reihe heißt es: „Worte / spielen nicht / mit allen“ – Subjekt also des Spielens ist nicht der Wortspieler, sondern die Sprache...

Elazar Benyoëtz wurde 1937 in Wiener Neustadt geboren. Seine Eltern emigrierten 1937 nach Israel. Dem Vater zuliebe, der Yoëtz Gottlieb Koppel hieß, den Elazar sechsjährig verlor, sprach die Familie, wie es scheint, zu Hause deutsch. Als seine Muttersprache nennt Elazar, der zuvor Paul Koppel hieß, das Hebräische. In dieser Sprache publizierte er Lyrik, bevor 1969 sein erstes deutschsprachiges Buch erschien. Er hatte sich bereits als Jugendlicher viel mit deutscher Literatur befasst, bevor er, von 1964 bis 1968, als Stipendiat in Berlin lebte. Dort gründete er die „Bibliographia Judaica“ und vervollkommnete sich zudem schreibend und sprechend in der Beherrschung des Deutschen. Er selbst sagt dazu – das ist wieder „gebibelt“ und diesmal wahrlich nicht mit irgendeinem Satz – „Sie wollte mir Gutes, die deutsche Sprache, als sie mir – nach einer kurzen Begegnung auf deutschem Boden – sagte: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“. So steht der Satz, den er da nicht in Anführungszeichen setzt, in der Genesis, oder Im Anfang. Bereschit, oder 1. Mose 32, 27, in der Übersetzung von

Luther.⁵ Man muss diese biographischen Daten sicher nicht kennen, um seine Aphorismen zu begreifen und sich an ihnen – und gerade an dem, was da sprachspielerisch ist – zu erfreuen. Aber man versteht und erlebt sie intensiver beteiligt, wenn man jene knappen Daten kennt: da kam also einer – in sehr spezifischer und wahrlich alles andere als selbstverständlicher Weise – von außen zu unserer Sprache und sieht, hört, erkennt und fühlt daher in ihr viel mehr als wir.

Literaturangaben

Werke von Elazar Benyoëtz (in deutscher Sprache, in Auswahl)

Einsprüche. München: Müller 1973.

Worthaltung, Sätze und Gegensätze. München: Hanser 1977.

Vielleicht – vielschwer. München: Hanser 1981.

Der Mensch besteht von Fall zu Fall, Aphorismen. Stuttgart: Reclam 2002.

Finden macht das Suchen leichter. München: Hanser 2004.

Die Eselin Bileams und Kohelets Hund. München: Hanser 2007.

Die Rede geht im Schweigen vor Anker. Bochum: Brockmeyer 2007.

Vielzeitig, Briefe 1958–2007. Bochum: Brockmeyer 2009.

Aberwendig, Mein Weg als Israeli und Jude ins Deutsche. Würzburg: Königshausen und Neumann 2018.

Über Elazar Benyoëtz

Michael Bongard (Hrsg.). 2010. *Humor – Leichtsinn der Schwermut: Zugänge zum Werk von Elazar Benyoëtz*. Bochum: Brockmeyer.

Dausner, René. 2006. *Schreiben wie ein Toter. Poetologisch-theologische Analysen zum deutschsprachigen Werk des israelisch-jüdischen Dichters Elazar Benyoëtz*. Stuttgart: Schöningh.

Weitere zitierte Literatur

Gauger, Hans-Martin. 1971. *Durchsichtige Wörter. Zur Theorie der Wortbildung*. Heidelberg: Winter.

Gauger, Hans-Martin. 1973. *Die Anfänge der Synonymik, Girard (1788) und Roubaud (1785)* (Tübinger Beiträge zur Linguistik). Tübingen: Narr.

⁵ Friedemann Spicker zitiert den Satz von Benyoëtz im Nachwort zu Elazar Benyoëtz, *Der Mensch besteht von Fall zu Fall, Aphorismen*, S. 194.

- Platon, *Sämtliche Werke*. Bd. 3. *Kratylos, Parmenides, Theaitetos, Sophistes, Politikos, Philebos, Briefe*. Hrsg. von Ursula Wolf, übers. von Friedrich Schleiermacher, 34. Aufl., Reinbek bei Hamburg: rowohlt's enzyklopädie.
- Saussure, Ferdinand de. [1916] 1966. *Cours de linguistique générale*. Publié par Charles Bally et Albert Sechehaye. Avec la collab. de Albert Riedlinger. Paris: Payot. / 2014. Studienausg. in dt. Sprache. Übers. Peter Wunderli. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Valéry, Paul. 1942. *Poésies*. Paris: Gallimard.

Hans-Martin Gauger, geboren 1935 in Freudenstadt, aufgewachsen in Bad Saulgau, Oberschwaben, Baden-Württemberg, von 1949 bis 1952 zwei französische Schulen in Tübingen und in Konstanz, Baccalauréat, deutsches Abitur 1954 in Biberach (Riss), Studium der Romanischen, Englischen und Deutschen Philologie und Philosophie in Tübingen, Leicester, Paris und Santander, 1960 Promotion, 1968 Habilitation, seit 1969 Lehrstuhl für Romanistische Sprachwissenschaft in Freiburg i. Br.